

Friedemann Spicker & Jürgen Wilbert

„Mein Weltbild ist mir fast von der Wand gefallen.“

Kurt Tucholsky

Streitbarer Literat, Kritiker, Aphoristiker

Zum Gedenken an den 80. Todestag

Mit Radierungen von
H.D. Gölzenleuchter

Deutsches Aphorismus-Archiv

DAphA
Hattingen

The logo for the Deutsches Aphorismus-Archiv (DAphA) is located at the bottom of the page. It consists of the text "Deutsches Aphorismus-Archiv" in a small, white, sans-serif font at the top. Below this, the acronym "DAphA" is written in a large, bold, dark red font. A white quill pen is positioned diagonally across the letters "ph" and "A". At the bottom of the "A", the word "Hattingen" is written in a small, white, sans-serif font.



Kurt Tucholsky,
ca. 1908

Friedemann Spicker & Jürgen Wilbert

„Mein Weltbild ist mir fast von der Wand gefallen.“

Kurt Tucholsky

Streitbarer Literat, Kritiker, Aphoristiker

Zum Gedenken an den 80. Todestag

Ein aphoristisches Porträt
Hattingen, 27.10.2015 – Düsseldorf, 17.11.2015

Deutsches Aphorismus-Archiv

DAphA
Hattingen

The logo for the Deutsches Aphorismus-Archiv (DAphA) features the acronym 'DAphA' in a bold, sans-serif font. A quill pen is positioned diagonally across the 'ph' and 'A', with its tip pointing towards the bottom right. Below the main acronym, the word 'Hattingen' is written in a smaller, lowercase font.



„Mach ich, Chef!“

An das Publikum

*O hochverehrtes Publikum,
sag mal: Bist du wirklich so dumm,
wie uns das an allen Tagen
alle Unternehmer sagen?
Jeder Direktor mit dickem Popo
spricht: „Das Publikum will es so!“
Jeder Filmfritze sagt: „Was soll ich machen?
Das Publikum wünscht diese zuckrigen Sachen!“
Jeder Verleger zuckt die Achseln und spricht:
„Gute Bücher gehn eben nicht!“
Sag mal, verehrtes Publikum:
Bist du wirklich so dumm?
So dumm, dass in Zeitungen, früh und spät,
immer weniger zu lesen steht?
Aus lauter Furcht, du könntest verletzt sein;
aus lauter Angst, es soll niemand verhetzt sein;
aus lauter Besorgnis, Müller und Cohn
könnten mit Abbestellung drohn?
Sag mal, verehrtes Publikum:
Bist du wirklich so dumm?
Ja dann...*

*Es lastet auf dieser Zeit
der Fluch der Mittelmässigkeit.
Hast du so einen schwachen Magen?
Kannst du keine Wahrheit vertragen?
Bist also nur ein Griesbrei-Fresser?
Ja, dann...
Ja, dann verdienst du nicht besser*

„Sag mal, verehrtes Publikum! Bist Du wirklich so dumm?“
– Dass *Sie* so dumm nicht sind, das beweist sich allein dadurch, dass Sie gekommen sind. Das mit der Wahrheit und dem Vertragen ist so eine Sache, aber „Zuckriges“ haben wir jedenfalls nicht im Angebot, und „verletzen“ kann der Autor auch noch heute. Zum 80. Todestag könnten wir ihn mit einem ganzen Strauß von immer noch wirkungsvollen Gedichten ehren, aber wir vom Deutschen Aphorismus-Archiv haben es nun mal vor allem mit der kleinen pointierten ungereimten Form.

Kind seiner Zeit

Besser Vater der Vergangenheit als nur Kind seiner Zeit.

Kind seiner Zeit ist Tucholsky sicher in hohem Maße, aber *nur* Kind seiner Zeit? Vielleicht auch Kind unserer Zeit? Und was bedeutet eigentlich: „Vater der Vergangenheit“? Ist er Zeuge der Vergangenheit – oder jedenfalls eines Teils davon? Hören Sie selbst:

Deutschland ist ein gründliches Land: kein Kind ohne Nachttopf, kein Erwachsener ohne fachliche Hochschulbildung, ohne Titel und einen ganzen Kopf voller Einbildung. Deutschland ist eine anatomische Merkwürdigkeit. Es schreibt mit der Linken und tut mit der Rechten.

Geboren ist er 1890. Bismarck scheidet aus dem Amt, die SPD bekommt bei den Wahlen zum ersten Mal mehr als eine Million Stimmen. Der Vater ist ein wohlhabender jüdischer Kaufmann in Berlin, später Direktor der Berliner Handelsgesell-



Kurt Tucholsky, 1890

schaft. 1905 ist er im Alter von fünfzig Jahren gestorben. Von Konflikten mit dem Vater, wie sie so oft üblich sind, keine Spur, im Gegenteil, dafür hat es mit der Mutter – sie wird 1943 in Theresienstadt umgebracht – nicht so richtig geklappt. 1914 schreibt er verklausuliert:

Sie saß auf einem gepolsterten Sessel und hielt sich an den Armlehnen fest. Herrschte sie noch? Sie hatte geherrscht, 15 Jahre, 20, vielleicht länger, und es waren bittere Jahre gewesen. Sie, die ungekrönte Königin einer Fünzimmerwohnung. Da war kein Scheit Holz, kein Stück Zucker, keine Scheibe Wurst, die nicht durch ihre Hände gegangen wären. Hier herrschte sie, herrschte mit allen Mitteln.

Wie sieht er *sich*, das Kind?

Und aus einer Ecke kroch, mit totentraurigen Augen, ein kleines, verwahrlost aussehendes Geschöpf: ein Kind. Nein, ein Opfer.

1899 kommt Tucholsky auf das Gymnasium, nicht irgendeins, sondern das Staatliche Französische Gynnasium, ursprünglich für die Hugenotten gegründet und von ausgezeichnetem Ruf, liberal und anspruchsvoll. Trotzdem:

Die verlorenen Jahre. Nein, gehauen hat man uns nicht. Es war auch nicht romantisch gewesen, niemand schoss sich tot, wenn er sitzen blieb, und von Frühlings Erwachen war gar keine Rede. Aber was hat man uns denn gelehrt? Nichts. Nicht einmal richtig denken, nicht einmal richtig sehen, richtig gehen, richtig arbeiten – nichts, nichts, nichts.

Es wäre denn auch von einigen schulischen Problemen zu reden; er geht ab, das Abitur macht er 1909 privat. Er ist 19, jetzt wäre es an der Zeit für die ersten schriftstellerischen Versuche. Die hat der kleine 12jährige Dichter schon lange hinter sich:

*Am Abend, am Abend in dunkler Nacht,
vernehm ich im Wald eine blutige Schlacht.
Die Schwerter klingen und Feldgeschrei
erhör ich ohne Unterlass. (...)
Nun haut auf den Feind,
er flieht ja schon.*

Und so weiter brav militärisch-wilhelminisch, ein echter Deutscher eben:

Das ist ein echter Deutscher, der, wenn er etwas Gott schwört, hält, und nicht vergisst, bis er sanft entschlafen ist.

Zwischen 12 und 17 muss bei ihm irgendetwas passiert sein. Der erste veröffentlichte Text in der satirischen Zeitschrift „Ulz“ klingt jedenfalls ganz anders:

Es war einmal ein Kaiser, der über ein unermesslich großes, reiches und schönes Land herrschte. Und er besaß wie jeder andere Kaiser auch eine Schatzkammer, in der (...) auch eine Flöte lag. Das war aber ein merkwürdiges Instrument. Wenn man nämlich durch eins der vier Löcher in die Flöte hineinsah, oh, was gab es da alles zu sehen!

Jetzt zählt er auf: Thoma, Böcklin, Zille und andere moderne Künstler.

Kurz, die ganze moderne Richtung lag in der Flöte. Und was machte der Kaiser damit? Er piff drauf.

Er studiert Jura in Berlin, lässig bis nachlässig, er kann es sich leisten, ein großes Erbe ist im Hintergrund. Mit der Dissertation holpert es, aber im Februar 1915 hat er den beliebtesten deutschen Vornamen Dr. erlangt. Und er landet noch als Student 1912 gleich einen großen literarischen Erfolg: „Rheinsberg – ein Bilderbuch für Verliebte“. Erfolg? Er kann es sich leisten, das 20 Jahre später ganz gelassen zu sehen:

Ein Künstler braucht keinen Erfolg zu haben. Aber ein Zahnarzt, der nicht von Schmerzen befreit; ein General, der dauernd Prügel bekommt, und ein Wirtschaftskapitän, der nicht weiß, wo Gott wohnt: diese drei dürften nicht ganz das Richtige sein.

1912, das „Bilderbuch für Verliebte“: Die Studentin Claire und ihr Wölfchen verbringen als Ehepaar Gambetta – nur so gibt es ein Doppelzimmer! – drei glückliche, verliebt-verspielte Tage im märkischen Rheinsberg:

Leuchtender, leuchtender Tag! Dasein, voraussetzungsloses Dasein und immerfort wissen, dass eine ist, die gleich fühlt, gleich denkt... (...) Dass wir uns nur deshalb nicht begegnen, weil wir nebeneinander demselben Ziele zulaufen, gleich strebend, parallel. Dies zu wissen – das ist Glück.

Tucholsky ist damit in Deutschland bekannt, bis 1931 sind 100.000 Exemplare verkauft, man identifiziert ihn mit dem Wölfchen des Romans, nach dem, wie er schreibt, „später generationsweise vom Blatt geliebt wird“. Nur acht Jahre, aber einen Weltkrieg später, heißt es in der Vorrede:

Was in dem Buch da ist, das weiß ich schon. Eine bessere Zeit, und meine ganze Jugend.



Kurt Tucholsky (rechts),
14-jährig mit seinen Geschwistern Ellen und Fritz, 1904



Schlagender Beweis

Aus dieser Zeit hat sich ein Porträt im Tagebuch eines Autors erhalten, der später noch viel berühmter geworden ist:

Ein ganz einheitlicher Mensch von 21 Jahren. Vom gemäßigten und starken Schwingen des Spazierstocks, das die Schulter jugendlich hebt, angefangen bis zum überlegten Vergnügen und Mißachten seiner eigenen schriftstellerischen Arbeiten. Zweifel an der eigenen Fähigkeit zur Pose, die er sich aber von größerer Welterfahrung erhofft, endlich Angst vor einer Verwandlung ins Weltschmerzliche.

Franz Kafka in seinem Tagebuch, nachdem ihn Tucholsky in Prag besucht hat. Aber nicht Kafka, sondern Siegfried Jacobsohn wird zur entscheidenden Bekanntschaft. Er ist neun Jahre älter, „Die Schaubühne“ hat er 1905 gegründet.

Ein Lehrer, kein Vorgesetzter; ein Freund, kein Verlagsangestellter; ein freier Mann, kein Publikumshase. „Sie haben nur ein Recht“, pflegte er zu sagen, „mein Blatt nicht zu lesen.“ Und so stand er zu uns, so hat er uns geholfen, zu uns selbst verholfen, und wir haben ihn alle lieb gehabt.

Tucholsky beginnt hier am 9.1.1913, Theaterkritiken und Porträts zu schreiben:

Nie hat Industrie und Kapital so frech behauptet, Kultur zu spenden, wie heute; nie ist ihnen das so geglaubt worden wie heute. Das Kino ist nur eine Figur auf diesem Schachbrett, wo jeder



Umschlag der Weltbühne
vom 2. Dezember 1930

mattgesetzt wird, der nicht den König dem Bauern vorzieht.

Er schreibt, vor allem dann auch nach 1918, als sich die Zeitschrift in „Weltbühne“ umbenennet, mit fünf PS, 5 Pseudonymen:

Wir sind fünf Finger an einer Hand. Der auf dem Titelblatt und: Ignaz Wrobel. Peter Panter. Theobald Tiger. Kaspar Hauser.

Wir wollten uns nicht diskreditieren lassen und taten jeder seins. Ich sah mit ihren Augen, und ich sah sie alle fünf: Wrobel, einen essigsauren, bebrillten, blaurasierten Kerl, in der Nähe eines Buckels und roter Haare; Panter, einen beweglichen, kugelrunden, kleinen Mann; Tiger sang nur Verse, waren keine da, schlief er – und nach dem Kriege schlug noch Kaspar Hauser die Augen auf, sah in die Welt und verstand sie nicht.

Zunächst ist er dabei nur selten gesellschaftskritisch und explizit politisch:

Unsere Radikalen mögen wir ja nur deshalb nicht, weil sie keine sind.

August 1914, Erster Weltkrieg. Tucholsky, im April 1915 eingezogen, ist Soldat an der Ostfront, im Baltikum, wird sogar Offizier, 1918 ist er schließlich in Rumänien.

Aus einem Brief an die Schwester Ellen:

Es ist langweilig, nicht amüsant und auch nicht sehr reinlich. Krieg wird hier auch geführt, und zwar abends zwischen 11 und 1 Uhr. Ich persönlich schlafe dann immer.

Im August 1918 heißt es nicht-privat und weniger witzig:

Es ist noch nicht – nach sechstausend Jahren noch nicht – in die Köpfe gegangen, dass Blut Blut ist und dass es keinen geheiligten Mord geben darf. Der Mörder ist ein Unhold, Richthofen ist ein Held. Dabei sind beide mitunter beides. Das wird nicht aufhören, bis der Wahnsinn der Staaten aufhört.

Und aphoristisch hört sich das so an (Sie bekommen nur eine dreifache Aussage, die Sie aber zum Nachdenken über den Krieg anstiftet.):

In Europa ist viel über den Krieg nachgedacht worden. Die Engländer taten es vorher, die Franzosen während des Krieges, die Deutschen nachher.

Und nicht nur Nachdenken. Er will uns mit drei harmlosen Sätzen zur Zeit beibringen, dass es unbedingt notwendig ist, sich pazifistisch zu engagieren. Gotteslästerung und verletzte Gefühle, Vaterlandsliebe und verletzte Gefühle.

Aber ich habe noch nie gehört, dass in Deutschland irgendetwas getan wird oder unterblieben ist, weil sich Pazifisten in ihren Empfindungen verletzt fühlen.



Aber weg von der Politik,

für den Augenblick. Länger geht es bei Tucho nicht. Entscheidend wichtiges Privates bringt diese Zeit: 1917 lernt er im Baltikum Mary kennen, die Frau seines Lebens. Die Briefe an sie erscheinen 1982, über 500 Seiten, sein Lebensbuch nennt es der Herausgeber zu Recht. Eine feste Beziehung? Nein, alles andere als das. Nach einigen Jahren heiratet er eine andere Frau, lässt sich von dieser scheiden, heiratet Mary, trennt sich nach nur vier Jahren wieder und lässt sich 1933 auch von ihr scheiden. Eine feste Beziehung? Ja; erinnern Sie sich an sie, wenn wir von seinem letzten Lebenstag sprechen müssen. Neckisch-verliebt in den Anfangsjahren sind diese Briefe:

Liebes Matzlein; Frau Hilfspolizeibeamtin; lieber, aber über alle Begriffe dicker Matz; lieber Krakelmatz; liebe Livländerin; sehr liebes Dickerchen.

Aber auch ernsthaft. 1918:

Lieber Matz, ich glaube nicht, dass der ein Schwächling ist, der dann – nach allen Erfahrungen, allen turbulenten Flirts, allem Spaß und allem Spiel – die andern nicht mehr braucht, sondern das Ganze nur in der Einen sieht. Und die eine soll alles empfangen, was er zu geben hat.

1924 immer noch dieselbe verspielte Privatsprache:

Liebes Mätzchen, was sind denn das für Sitten und Gebräuche? Hat nicht ein einziges Mal gischrieben, seit weit weg ist – das finde ich nun nicht so überschwänglich nett. Woso? Was hat? Was kann? Was macht -? Bua – ist harrtes baltisches Jemiet – kommt und kommt nicht.

Tucholsky und Lisa Matthias im
schwedischen Läggesta, 1929

Zurück zur Politik,

das ist 1918 nicht nur für Tucholsky unausweichlich. Er kehrt als Antimilitarist und bedingungsloser Pazifist aus dem Krieg zurück.

Jede Glorifizierung eines Menschen, der im Kriege getötet worden ist, bedeutet drei Tote im nächsten Krieg.

Er wird immer politischer, 1918-1922 ist er Mitglied der USPD, die sich links von der SPD abgespalten hat.

Es ist ein Unglück, dass die SPD Sozialdemokratische Partei Deutschlands heißt. Hieße sie seit dem 1. August 1914 Reformistische Partei oder Partei des kleineren Übels: vielen Arbeitern hätte der neue Name die Augen geöffnet, und sie wären dahin gegangen, wohin sie gehören: zu einer Arbeiterpartei. So aber macht der Laden seine schlechten Geschäfte unter einem ehemals guten Namen.

Er kämpft für Demokratie und soziale Gerechtigkeit. Seine Gegner findet er im unpolitischen Bürger, in der Geschäftswelt, auch der jüdischen:

Man sollte Fahrerflucht stets mit Zuchthaus bestrafen. Verantwortung muss sein – ein Autofahrer ist doch kein Generaldirektor!

Weiter findet er sie im Militär, in der Justiz, in der Bürokratie und der Zensur.

Wer sich in seiner Straße nicht durchsetzen kann, weil er einen Buckel hat, der zieht sich eine Uniform oder einen Titel an. Alle sehen nur noch die Uniform, niemand sieht den Buckel.

Das deutsche Schicksal: vor einem Schalter zu stehen. Das deutsche Ideal: hinter einem Schalter zu sitzen.

Tucholsky in Paris, 1928

Wo bleibt das Positive?

Diese Frage ist nicht nur Erich Kästner gestellt worden.

Es wird uns Mitarbeitern der Weltbühne der Vorwurf gemacht, wir sagten zu allem Nein und seien nicht positiv genug. Wir lehnten ab und kritisierten nur und beschmutzten gar das eigene deutsche Nest. Und bekämpften – und das sei das Schlimmste – Hass mit Hass, Gewalt mit Gewalt, Faust mit Faust.

Dann betrachtet er die deutsche Gemütslage und begutachtet zum Beispiel den Bürger:

Man ist Bürger durch Anlage, nicht durch Geburt, und am allerwenigsten durch Beruf. Dieses deutsche Bürgertum ist ganz und gar undemokratisch, desgleichen gibt es wohl kaum in einem anderen Lande, und das ist der Kernpunkt allen Elends. Sie kennen zwischen patriarchalischer Herrschaft und einem ins Räuberhafte entarteten Bolschewismus keine Mitte, denn

sie sind unfrei. Sie nehmen alles hin, wenn man sie nur verdienen lässt. Und dazu sollen wir Ja sagen?

Und wieder und wieder gegen den üblichen Vorwurf:

Negativ? Blut und Elend und Wunden – es soll wenigstens nicht umsonst gewesen sein. Lasst uns auch weiterhin Nein sagen, wenn es not tut.



Das andere große Thema: Justizkritik. Um das nachzuvollziehen, genügen die Zahlen für 1921, die er zusammenstellt:

Für 314 Morde von rechts 31 Jahre 3 Monate Freiheitsstrafe, sowie eine lebenslängliche Festungshaft. Für 13 Morde von links 8 Todesurteile, 176 Jahre 10 Monate Freiheitsstrafe.

Im Übrigen gibt er – im Maßanzug und mit Einstecktuch – den Dandy und den Frauenhelden. Das reicht bis in die 60er und 70er Jahre zu aufregenden Veröffentlichungen: „Ich war Tucholskys Lottchen“. Dabei ist er klein und dick und verbringt deshalb immer wieder eine Zeitlang

...im Salatorium. – Dick sein ist eine Weltanschauung.

Der Autor und die Frauen, das kommt immer gut. Wir lassen es uns auch diesmal nicht entgehen:

Die Damen fliegen ihm zu und, worum ich ihn besonders beneide, sie fliegen auch wieder davon.

Bei mir wissen immer alle meine Bräute voneinander, weil ich ein feiner Psychologe bin.

Entweder du liest eine Frau oder du umarmst ein Buch, beides zugleich geht nicht.

Die Frauen haben es ja von Zeit zu Zeit auch nicht leicht.

Wir Männer aber müssen uns rasieren.

Wenn die Amerikanerin so lieben könnte, wie die Deutsche glaubt, dass die Französin es täte: dann würde sich die Engländerin schön freuen. Sie hätte einen herrlichen Anlass, sich zu entrüsten.

Und jetzt ein lyrischer Beitrag zum Thema „Literatur und Leben“. Leben, das ist der Tucholsky, der es mit und bei einer Frau nicht aushält und immer wieder neue Frauen hat. In der Literatur gibt er Frauen folgenden Rat:

Der andre Mann

Du lernst ihn in einer Gesellschaft kennen.

Er plaudert. Er ist zu dir nett.

Er kann dir alle Tenniscracks nennen.

Er sieht gut aus. Ohne Fett.

Er tanzt ausgezeichnet. Du siehst ihn dir an ...

Dann tritt zu euch beiden dein Mann.

Und du vergleichst sie in deinem Gemüte.

Dein Mann kommt nicht gut dabei weg.

Wie er schon dasteht – du liebe Güte!

Und hinten am Hals der Speck!

Und du denkst bei dir so: „Eigentlich ...

Der da wäre ein Mann für mich.“

Ach, gnädige Frau! Hör auf einen wahren und guten alten Papa!

Hättst du den Neuen: in ein, zwei Jahren ständest du ebenso da!

Dann kennst du seine Nuancen beim Kosen;

dann kennst du ihn in Unterhosen;

dann wird er satt in deinem Besitze;

dann kennst du alle seine Witze.

Dann siehst du ihn in Freude und Zorn,

von oben und unten, von hinten und vorn ...

Glaub mir: wenn man uns näher kennt, gibt sich das mit dem happy end.

Wir sind manchmal reizend, auf einer Feier ...

und den Rest des Tages ganz wie Herr Meyer.

Beurteil uns nie nach den besten Stunden.

Und hast du einen Kerl gefunden,

mit dem man einigermaßen auskommen kann:

dann bleib bei dem eigenen Mann!



„Wir schaffen Sicherheit...“

Zurück zur Biographie

Die Inflation 1923 frisst auch *sein* ererbtes Vermögen auf. Jetzt muss er schreiben, um zu leben. Er geht als Korrespondent nach Paris, relativ politikfern.

Hier ist es hübsch. Hier kann ich ruhig träumen. Ich sitze still und lasse mich bescheinen und ruh von meinem Vaterlande aus.

Den Deutschen muss man verstehen, um ihn zu lieben; den Franzosen muss man lieben, um ihn zu verstehen.

Als Jacobsohn 1926 überraschend stirbt, kehrt er als der geborene Nachfolger nach Berlin zurück. Es wird ein Misserfolg; er ist nicht derjenige, der geduldig redigieren und eine Mannschaft führen kann. Er ist Autor. Carl von Ossietzky wird leitender Herausgeber. (Nebenbei: Schon im Februar 1933 wird Ossietzky ins KZ eingeliefert und dort schwer misshandelt, 1936 erhält er den Friedensnobelpreis.) Tucholsky ist von jetzt an ohne festen Wohnsitz in Deutschland; er hat einen Bucherfolg nach dem andern, meist mit Aufsatzsammlungen.

„Deutschland, Deutschland über alles“ (mit Montagen von John Heartfield) erscheint in einem kommunistischen Verlag, ein Skandalbuch. Man versteht das, wenn man allein die Seite sieht, auf der Generäle abgebildet sind, und darunter steht:

Tiere sehen dich an.

Hier gibt es nicht nur Rechenaufgaben:

Ein Untersuchungsrichter lässt einen im Verdacht des Judentums stehenden Kaufmann elf Wochen in Untersuchungshaft sitzen. In welcher Zeit avanciert der Richter zum Landgerichtspräsidenten?

Der Freund pointierter Kürze kommt auch sonst reichlich auf seine Kosten:

Die Zahl der deutschen Kriegerdenkmäler zur Zahl der deutschen Heine-Denkmäler verhält sich hierzulande wie die Macht zum Geist.

Wenn ein Neger hinfällt, fällt er auf den Popo. Wenn ein Europäer hinfällt, fällt er auf die Religion.

Dass in Deutschland gearbeitet wird, steht fest. Noch fester, dass stets daran gearbeitet wird, dieser Arbeit auch die nötige Beachtung zu sichern.

Die gute alte Zeit hats nie gegeben. Die schlechte neue? Allemal.

Wer schreit denn da so? Das ist die Zeit. Sie schreit nach Satire.

Kurt Tucholsky, ca. 1928



Kommunistischer Verlag ja, aber Kommunist ist Tucholsky nie geworden.

Das schauerlichste Wort, das uns der marxistische Slang beschert hat, ist das Wort von der 'richtigen' Politik. Sie wissen es ganz genau.

Es ist die Aufgabe des historischen Materialismus, zu zeigen, wie alles kommen muss – und wenn es nicht so kommt, zu zeigen, warum es nicht so kommen konnte.

Schade, dass Sie nicht in der Partei sind – dann könnte man Sie jetzt ausschließen.

Er setzt sich aber für die Partei ein und liefert auch Propagandagedichte. Spott, Satire, Skepsis also gegenüber jedweder Kirche:

Ich wünschte, die Töchter der Arbeiterklasse wären frei von Kirche und wirtschaftlicher Sklaverei. Frei auch von kommunistischer Theologie, die drauf und dran ist, den Sinn ihrer Anhänger erst so zu erweitern und dann so zu verengern, wie es die katholische mit ihren Leuten schon getan hat.

Aber – das sei aus aktuellem Anlass betont – Satire und Spott haben für ihn auch ihre Grenzen.

Ich spotte über den Aberglauben – im Augenblick, wenn die Sache mit dem Glauben der anderen wirklich geistig

ist, habe ich noch nie Scherze gemacht.

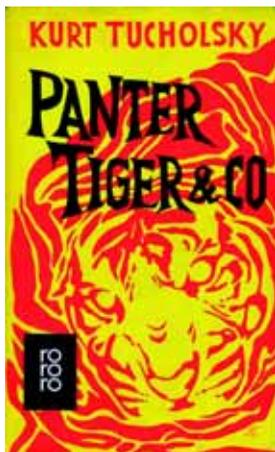
Sein persönlicher Steckbrief: Kurt Tucholsky (Peter Panter, Theobald Tiger, Ignaz Wrobel, Kasper Hauser)

hasst: das Militär

liebt: Knut Hamsun

hasst: die Vereinsmeierei

liebt: jeden tapferen Friedenssoldaten



hasst: Rosenkohl

liebt: schön gespitzte Bleistifte

hasst: den Mann, der immer in der Bahn die Zeitung mitliest

liebt: Kampf

hasst: Lärm und Geräusch

liebt: die Haarfarbe der Frau, die er gerade liebt

hasst: „Deutschland“

liebt: Deutschland

Sein Resümee:

Dieses Land ist durch und durch krank.

Und was ihn betrifft:

Ich habe Erfolg. Aber ich habe keinerlei Wirkung.

Er wendet sich mehr der Literatur zu. 1931 erscheint zum Beispiel ein neues „Bilderbuch für Verliebte“: „Schloss Gripsholm“. Unpolitisch also? Nicht ganz:

Wir hatten geglaubt, der Zeit entrinnen zu können. Man kann das nicht, sie kommt nach... Man denkt oft, die Liebe sei stärker als die Zeit. Aber immer ist die Zeit stärker als die Liebe.

Ein Einblick in die Welt eines Schriftstellers mit seinem ganzen inneren Literatursystem gefällig?:

Die Fahnen kamen an, und die Korrekturen-Masern brachen herein. Die Revision flog von Berlin nach Paris – und hier liegt nun der gewiss seltene Fall vor, dass sich ein Autor bei seinem Verleger einmal für die Geduld bedanken muss, mit der jener es ertrug, dass auf seine Kosten aus einem Semikolon ein Komma und wieder ein Semikolon und aus einem Ausrufezeichen ein Punkt gemacht wurden. Wenn man seine Arbeit in der Korrektur liest, dann vibriert das ganze innere Literatursystem in leisem Zittern: was in aller Welt könnte man nun noch ändern!



Kurt Tucholsky mit Freundin im schwedischen Exil, 1929

Er weiß nicht nur, was er kann, er kennt vor allem seine Grenzen. In einem Brief an Mary heißt es:

Und das mit der Literatur an der See, ein alter Traum. ... Man muss fühlen; ich bins, ich kanns – und wenn der Himmel herunterfällt, ich bin ein ganz großer Kerl. Dieses Zutrauen habe ich nicht. Ich weiß schon, was ich kann – aber solch ein Genie, solch ein Format – das ist doch nicht da.

Nicht zu vergessen ist der Kabarettist – den übergehen wir hier – und der Literaturkritiker, der vom Kochbuch bis zu den Memoiren eines Gefängnisinsassen alles rezensiert, was ihm unter die Hände kommt, der aber

nicht das Literaturpäpstein spielen will.

Neben manchem andern sondern die Menschen auch Gesprochenes ab. Man muss das nicht gar so wichtig nehmen.

Dieser Kritiker bringt es auf den Punkt, die Pointe, den Aphorismus:

Jeder historische Roman vermittelt ein ausgezeichnetes Bild von der Epoche des Verfassers.

Dieser Schriftsteller schreibt einen läufigen Stil.

Es gibt Schriftsteller, die rasen sehr exakt. Sie dichten aus dem Reinen ins Unreine.

Und er hat ein Gespür für das Große. Nur zwei Namen: Franz Kafka, der in den zwanziger Jahren, als seine Romane postum erscheinen, ein kaum bekannter Autor ist. Tucholsky erkennt ihn. Zum „Prozess“:

Also ein Traum? Nichts ist für mein Gefühl verkehrter, als mit diesem verblasenen Wort Kafka fangen zu wollen. Das ist viel mehr als ein Traum. Das ist ein Tagtraum.

Und zu „Amerika“:

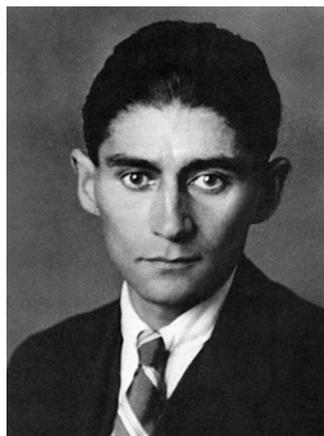
Am schönsten an diesem großen Werk ist die tiefe Melancholie, die es durchzieht. Hier ist der ganz seltene Fall, dass „einer das Leben nicht versteht“ und recht hat.

Und natürlich Lichtenberg. 1931 publiziert Tucholsky einen „Schrei nach Lichtenberg“. Zwei längere Passagen auch deshalb, damit Sie ein Gehör für seinen überaus temperamentvollen Stil bekommen:

Und jetzt möchte ich mir die gesammelten Werke wieder kaufen, und dabei stellt sich heraus, dass es im gesamten deutschen Verlagsbuchhandel keine gute Neuausgabe seiner Werke gibt.

Dieses aber ist eine Affenschande.

Franz Kafka, Georg Christoph Lichtenberg



Was! Einen Kerl nicht wieder neu zu drucken, der einen Verstand gehabt hat wie ein scharf geschliffenes Rasiermesser, ein Herz wie ein Blumengarten, ein Maulwerk wie ein Dreschflegel, einen Geist wie ein Florett ... das muss man sich bei den Antiquaren mühsam zusammensuchen? Diesen herrlichen Mann, der einen Buckel voll Witz, Sentimentalität, Klugheit, guter Laune, Lust, aus Schmerz geboren, mit sich herumzutragen hatte – das liegt brach? In Deutschland erscheinen jährlich dreißigtausend neue Bücher. Wo ist Lichtenberg? Wo ist Lichtenberg? Wo ist Lichtenberg?

Als dann ein paar Jahre später eine Auswahl erscheint, ist er herzlich unzufrieden mit dem Herausgeber.

Vincent bringt Lichtenberg auf eine Formel. Er nennt ihn „den Menschen am Fenster“. Du lieber Gott! Das war der Mann auch – aber Lichtenberg ist viel, viel mehr gewesen. Ein Kobold mit einer Blendlaterne. Ein Romeo, der feixen konnte, und der am allerheftigsten dann grinste, wenn er Furcht vor seinem Gefühl hatte. Satyr auf Eis: Gnom im Gletscher: friedlicher Spaziergänger durch bunte Wiesen, ein Blick: und die ganze Landschaft war verzerrt [...]. Uns genügt ein Geist, der Aphorismen geschaffen hat, wie sie dann ein Jahrhundert lang nicht mehr wiedergekommen sind. Da gibt es Sätze, die reißen ganze Länder auf. [...] In Vincents Auswahl findet man vieles und vermisst noch mehr. Das Bunte fehlt, das Freche fehlt, das Überkugelte, das Drollige, der Duft der Zeit und der höllische Schnaps der Klugheit. Er hat aus dem Kobold einen harmlosen Gartenzwerg gemacht, und das war dieser Mann nicht.

Seit 1929 hat Tucholsky einen festen Wohnsitz in Schweden. Auch das Klima ist dafür ein Grund. Zahlreiche Nasenoperationen quälen ihn, sieben schwere Operationen muss er in zwei Jahren über sich ergehen lassen. 1932/33 lebt er 1½ Jahre in der Schweiz. Er lernt Dr. Hedwig Müller kennen, zwei Jahre



jünger als er, Nuuna nennt er sie. Sie stützt und unterstützt ihn bis in die letzten Tage, auch finanziell. Mit ihr unterhält er in den letzten Jahren den intensivsten Briefwechsel. Auch hier nur eine Stilprobe, 19. Juli 1935:

Liebe uralte Nuuna, dieses werde ich nie wieder sagen, denn ich fühle hier zum ersten Mal, dass ich alt geworden bin. Ich kann das nicht so erklären, aber ich merke das so an tausend Dingen: nichts mehr für Pappan. So dass also nunmehr reif für Philemon und Baukis geworden bin. Dieses ist wahr.

Wahr ist auch, dass die beiden Alten aus dem „Faust“ wirklich Greise sind, Tucholsky ist 45.

Von Satire war die Rede, von Pointen in jeder Form. Aber Aphorismen, die rechtfertigen würden, dass gerade *wir* uns seiner erinnern? Tucholsky bedient sich für seine Beiträge in der *Weltbühne* in zunehmendem Maße und mit dem Höhepunkt um 1932 auch der literarischen Kleinformen um den Aphorismus, meist als *Schnipsel*, aber auch als *Schnitzel* oder unter anderem Titel. Sie haben ja schon etliche davon an passender Stelle gehört. Man kann sie heute Jahr für Jahr aus den *Gesammelten Werken* heraussuchen, sie sind aber auch in einem Taschenbuch in alphabetischer Ordnung gesammelt worden. Ihr Motto lautet etwa:



Nun marschier mal schön



Kurt Tucholsky-Briefmarken,
BRD 1985 / DDR 1990

Alles ist richtig, auch das Gegenteil. Nur: Zwar – aber, – das ist nie richtig.

Entschiedenheit, Unbedingtheit, das ist also wohl, was er will. Daraus resultieren dann auch solche angreifbaren Sätze:

Soldaten sind Mörder.

Was darf die Satire? Sie darf alles.

Man darf gerade in der Zeit nach Charlie Hebdo aber nicht übersehen, dass Tucholsky diesen Totalitätsanspruch später eingeschränkt hat:

Satire hat eine Grenze nach oben: Buddha entzieht sich ihr. Satire hat auch eine Grenze nach unten. In Deutsch-

land etwa die herrschenden faschistischen Mächte. Es lohnt nicht – so tief kann man nicht schießen.

Mit den Schnipseln sind wir jetzt endlich bei „unserem“ Tucholsky:

Der Leser hats gut; er kann sich seine Schriftsteller aussuchen.

Sie sprach so viel, dass ihre Zuhörer davon heiser wurden. Ganz Deutschland ist in Deutschland auf Flaschen gezogen.

Da finden sich neben dem Aphorismus auch seine Nachbarn, die Anekdote, der Witz, häufig als Nationalitätenwitz, das (zitierte) Bonmot, die literarkritische Glosse, die pointierte Kürzestgeschichte. Das bedeutet nicht, dass ihm die Pointe über alles geht:

Langweilig ist noch nicht ernsthaft.

Er beherrscht das Wortspiel wie kaum ein anderer:

Kolonien nehmen den Überschuss des Mutterlandes auf. Irgendwohin muß ein Land doch schießen.

Nie geraten die Deutschen so außer sich, wie wenn sie zu sich kommen wollen.



Tucholskys letzter Wohnsitz,
Villa „Nedsjölund“ in Hindås, 1930;
Gedenktafel an der Villa, 2012



Grab in Mariefred; in Tucholskys Satire *Requiem* findet sich der von ihm selbst vorgeschlagene Grabspruch: „Hier ruht ein goldenes Herz und eine eiserne Schnauze – Gute Nacht – !“

Er weiß aus der raffinierten Sprichwortkombination Effekt zu schlagen:

Er trug sein Herz in der Hand, und er ruhte nicht, bis sie ihm aus der Hand fraß.

Er zeigt sich als Theater- und Kunstkritiker:

Er besuchte alle Premieren – nicht aus Liebe zur Kunst, sondern um als Erster Nein sagen zu können.

Max Liebermann wäre auch ohne Hände ein großer Bankier geworden.

Kleine Nachhilfe, immerhin bekommen Sie es nur zu hören: Zunächst scheinbar die Variation auf die alte Frage, ob Raffael ohne Hände ein großer Maler hätte sein können. Dann die plötzliche Wendung zur kritischen Intention in einem einzigen überraschenden Substantiv (Bankier) unvermittelt, scharf, geradezu brutal: größter Raffke, dieser Liebermann.

Tucholsky nutzt selbstverständlich auch die pointierte Definition:

*Golf, sagte einmal jemand, ist ein verdorbener Spaziergang.
Die Seele jeder Ordnung ist ein großer Papierkorb.*

Auch die, die zur Serienproduktion anregt:

Liebe ist, wenn sie dir die Krümel aus dem Bett macht.

Diese Aneignung der alten Muster reicht bis zur Maxime, so:

Man achte immer auf Qualität. Ein Sarg zum Beispiel muss fürs Leben halten.

Oder einfach so:

Man soll nichts tun, was einem nicht gemäß ist.

Für den, dem es Satz für Satz zuviel wird, zwischendurch mal wieder etwas Lyrisches:

Das Ideal

Ja, das möchte:

*Eine Villa im Grünen mit großer Terrasse,
vorn die Ostsee, hinten die Friedrichstraße;
mit schöner Aussicht, ländlich-mondän,
vom Badezimmer ist die Zugspitze zu sehn -
aber abends zum Kino hast du nicht weit.
Das Ganze schlicht, voller Bescheidenheit:
Neun Zimmer – nein, doch lieber zehn!
Ein Dachgarten, wo die Eichen drauf stehn,
Radio, Zentralheizung, Vakuum,
eine Dienerschaft, gut gezogen und stumm,*

*eine süße Frau voller Rasse und Verve
– (und eine fürs Wochenende, zur Reserve) –
eine Bibliothek und drumherum
Einsamkeit und Hummelgesumm.
Im Stall: Zwei Ponies, vier Vollbluthengste,
acht Autos, Motorrad – alles lenkste
natürlich selber – das wär ja gelacht!
Und zwischendurch gehst du auf Hochwildjagd.
Ja, und das hab ich ganz vergessen:
Prima Küche – erstes Essen –
alte Weine aus schönem Pokal –
und egalweg bleibst du dünn wie ein Aal.
Und Geld. Und an Schmuck eine richtige Portion.
Und noch ne Million und noch ne Million.
Und Reisen. Und fröhliche Lebensbuntheit.
Und famose Kinder. Und ewige Gesundheit.
Ja, das möchtest!
Aber, wie das so ist hienieden:
manchmal scheints so, als sei es beschieden
nur pöapö, das irdische Glück.
Immer fehlt dir irgendein Stück.
Hast du Geld, dann hast du nicht Käten;
hast du die Frau, dann fehl'n dir Moneten –
hast du die Geisha, dann stört dich der Fächer:
bald fehlt uns der Wein, bald fehlt uns der Becher.
Etwas ist immer.
Tröste dich.
Jedes Glück hat einen kleinen Stich.
Wir möchten so viel: Haben. Sein. Und gelten.
Daß einer alles hat:
das ist selten.*

Zurück zu dem 'Unseren':

Vielleicht hat Tucholsky den Er-Aphorismus von Lichtenberg gelernt:

*Er hat sich eine Niederlage erstritten.
Er war eitel wie ein Chirurg, rechthaberisch wie ein Jurist
und gutmütig wie ein Scharfrichter nach der Hinrichtung.
Er kaufte sich eine Hundepeltsche und einen kleinen dazu-
gehörigen Hund.*

Jedenfalls hat er nach dem Muster Lichtenbergs von Januar 1928 bis zum Dezember 1935 ein *Sudelbuch* geführt, das einen Einblick in seine literarische Werkstatt erlaubt. Das Motto ist so schnoddrig, wie wir es jetzt von ihm schon gewohnt sind:

Kleinvieh gibt auch Mist.

Kleinvieh: wenn man so will, sicher. Aber Mist? Das mögen Sie selbst beurteilen:

*Der Sozialismus wird erst siegen, wenn es ihn nicht mehr gibt.
Ich möchte lieber mit mir befreundet als ich selbst sein.
Mein Weltbild ist mir fast von der Wand gefallen.
Alte Leute erscheinen den Jungen wie ein fremder Volks-
stamm.*

Da ist der bedingungslose Sprachspieler am Werk, es wird auch nach Herzenslust geblödel, es wird ja lange nicht alles zum Druck der „Schnipsel“ befördert.

*Freie Bahn dem Seitensprung!
Lieber arm und reich, als jung und alt.
Sommer in Schweden. „Im vorigen Jahr wars ein Montag.“
Alte Liebe – wie ein versunkenes Schiff. Aber heben Sie
das mal!*

Und appetitlich muss es auch nicht unbedingt sein:

*Lungenhaschee... das sieht aus wie: „Haben Sie das ge-
gessen, oder werden Sie das essen?“
Zum Mann, der in der Nase bohrt: „Suchen Sie was Be-
stimmtes?“*



Gewalt

Es ist nicht anders: von allem etwas, Blöd- neben Tiefsinn.

Rein hippologisch betrachtet ist er vom Pferd gefallen.

Die Damen haben einen Zungenfehler: sie lesbeln.

Er bläst auf der Trombose.

Und daneben die berühmte Treppe, die er zeichnet, mit den heraufführenden Stufen

Sprechen. Schreiben. Schweigen.

Noch zwei Namen

Aphoristiker aus seiner Zeit, die wir in dem Zusammenhang nicht übergehen dürfen. Der erste ist kein anderer als Karl Kraus. Die Photographie des zerschossenen Kreuzes auf dem Titelblatt der „Letzten Tage der Menschheit“ hat ihm Tucholsky von der Front geschickt. Kraus ist 1925 zu Lesungen auch in Paris. Da geht es zunächst um Literatengezänk, wie sollte das bei Kraus auch anders sein? Wer hat wie von wem abgeschrieben? Tucholsky an Jacobsohn:

Wenn er uns in der nächsten „Fackel“ schlachtet, so ist das seine Sache. Ich werde wohl nur antworten, wenn er ausgesprochene Verleumdungen in die Welt loslässt, der Rest ist mir wurst.

Karl Kraus, Alfred Polgar



Und Kraus schlachtet, in einer ganzen (Sonder-)Nummer. Das hindert Tucholsky nicht, ihn hin und wieder bewundernd zu nennen.

Sein Werk gibt einen Klang, als wenn ein blutiges Kreuz mit der Welt zusammenstieße.

Der Kerl kann gegen mich schreiben, was er lustig ist. Was ich ihm übelnehme, ist, dass er genau das macht, was er den großen Zeitungen vorwirft: Er lügt durch Verschweigen.

Fünf Jahre später greift Kraus Tucholsky wiederum scharf an, O-Ton: „der mit Flöte und Fleuret, flott und fett, alles besingt und besiegt.“ Tucholsky geht nicht darauf ein.

Nichts ist verächtlicher, als wenn Literaten Literaten Literaten nennen.

Was ihre aphoristisch-satirische Wortkunst angeht: Da sind sie sich nah genug; Kraus' doppeldeutiges Wort von der „Familienbande“ z. B. gefällt ihm zum Zitieren gut. Dass und wie sie das Wichtigste, das sie zu sagen haben, nicht ausdrücklich sagen, ist ihnen gemeinsam:

Wegen ungünstiger Witterung fand die deutsche Revolution in der Musik statt.

Ihnen ist ja klar, dass es hier um die Revolution geht, freilich nicht um die musikalische.

Der zweite, der Wiener Alfred Polgar, ist weit weniger bekannt. Er ist uns allein deshalb einen Exkurs wert, weil wir auch für ihn dieses Jahr ein Jubiläum feiern: seinen 60. Todestag. Führen wir ihn doch einfach mit einigen Sätzen ein:

Lebenskünstler ist, wer seinen Sommer so erlebt, dass er ihm noch den Winter wärmt.

Der große Satiriker zieht, was er ins Lächerliche zieht, mit dem gleichen Griff auch ins Ernsteste.

Von andern Pflanzen unterscheiden sich die Schauspieler dadurch, dass sie eintrocknen, wenn sie nicht in die Presse kommen.

Du sollst keinen verurteilen, ehe du ihm den Denkprozeß gemacht hast.

Polgar ist schon seit 1905 Mitarbeiter auch der Berliner „Schaubühne“, dann der „Weltbühne“. Theaterkritiker, Feuilletonist, Kabarettist, alles auch Tucholskys „Fach“. Er „polgarisiert“ nicht weniger als dieser. Von Rivalität keine Spur, Tucholsky hat sich oft lobend über ihn geäußert.

Man müsste das alles abschreiben.

Über Zürich und Paris emigriert er in die USA, 1955 ist er gestorben.

Zurück zu Tucholsky:

Der Pazifist wird durch die Ereignisse der Zeit zum antifaschistischen Widerstandsbefürworter.

Nichts als Pazifist zu sein – das ist ungefähr so, wie wenn ein Hautarzt sagt: „Ich bin gegen Pickel.“ Damit heilt man nicht. Ich weiß Bescheid, denn ich habe diese Irrtümer hinter mir.

Mit dem „Propagandhi“ Goebbels hat er einen Privatkrieg ausgefochten, lassen wir den Hinweis auf Klumpfuß und Buckel. Noch 1932:

Das Pack schlägt sich nicht. Das Pack verträgt sich. Was hat Goebbels in Wien zu tun? Großmäuler habt ihr allein. Wenn einer nichts gelernt hat, dann organisiert er. Wenn aber einer gar nichts gelernt und nichts zu tun hat: dann macht er Propaganda.

Im Januar 1933 wird er sofort ausgebürgert, seine Bücher werden verbrannt. Er ist staatenlos. In Schweden bekommt er nur einen Ausländerpass. Er ist einsam und isoliert, veröffentlicht kaum noch etwas.

Man kann nicht schreiben, wo man nur noch verachtet. Mein Mitteilungsbedürfnis ist gleich null. Was mich für mein Leben von diesen Sachen entfernt hat, ist nicht diese oder jene politische Einzelheit. Es ist etwas anderes. Die Welt, für die wir gearbeitet haben und der wir angehören, existiert nicht mehr. Die Welt, der wir angehört haben, ist tot. Man muss das mit Anstand zu tragen wissen.

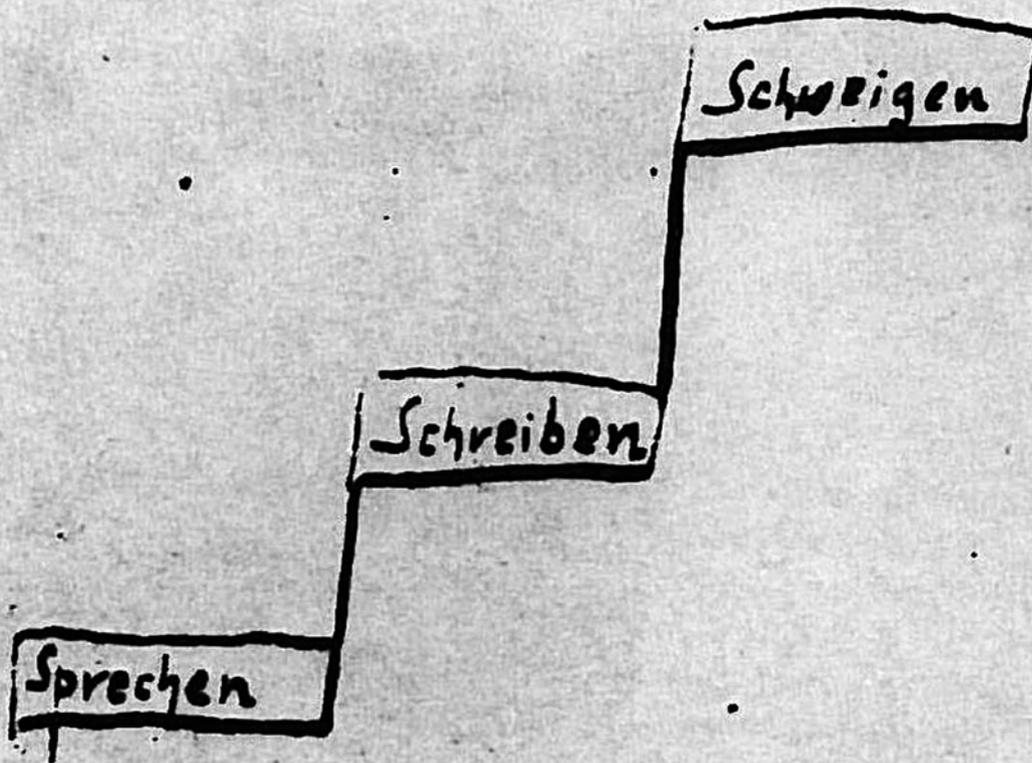
Seit vier Jahren ist er deshalb auch ohne Einkommen. Die Briefe an seine Schweizer Nuuna werden für ihn ein Ersatz für das öffentliche Schreiben. Und nicht nur Briefe. Er legt auch Notizblätter dazu, Q-Tagebücher nennt er sie, Q wie Quatschen. Immer sind seine Briefe auch vom Spiel geprägt, hier gehen sie an die Q-chenbäckerin Nuuna, die qgelrunde, qssbedürftige, die medizinqndige und qmmergewohnte und qpferpfannenbesitzenmüssende. Sie sind alles andere als Quatschen, manchmal kommen sie an die aphoristische Kürze der Schnipsel heran.

Begeisterung ist schön – Fleisch auf dem Teller wäre besser. Verärgerte Bürgerliche sind noch keine Revolutionäre. Das schweizer Kreuz? Dieses Land sollte einen Kurszettel im Wind flattern lassen. Immer suchen ist nicht schön. Man möchte auch mal nach Hause.



Erinnerungstafel in Berlin-Friedenau, Bundesallee 79

Eine Treppe



Dieses Zuhause kann es für ihn nicht mehr geben, in keiner Beziehung.

Mich haben sie falsch geboren.

Er, der „aufgehörte Schriftsteller“ und „der aufgehörte Deutsche“, fasst den Entschluss, sich das Leben zu nehmen. Im „Sudelbuch“ benutzt er noch den Konjunktiv:

Wenn ich jetzt sterben müsste, würde ich sagen: „Das war alles?“ Und: „Ich habe es nicht so richtig verstanden.“ Und: „Es war ein bisschen laut.“

Die letzte Eintragung:

Er ging leise aus dem Leben fort wie einer, der eine langweilige Filmvorführung verlässt, vorsichtig, um die andern nicht zu stören.

Vorsichtig. Er will nicht stören. Am 19. Dezember nimmt er Gift.

Aus dem letzten Q-Tagebuch:

Dass ich mein Leben zerhauen habe, weiß ich. Dass ich nicht allein daran schuld bin, weiß ich aber auch. Mein Gott, wäre ich in Frankreich geboren...!

Der Abschiedsbrief an Mary, die Frau seines Lebens, ist ein höchst anrührendes Zeugnis; nur einige Zitate daraus:

Liebe Mala, will ihm zum Abschied die Hand geben und ihn um Verzeihung bitten für das, was ihm einmal angetan hat. Hat einen Goldklumpen in der Hand gehabt und sich nach Rechenpfennigen gebückt; hat nicht verstanden und hat Dummheiten gemacht, hat zwar nicht verraten, aber hat betrogen, und hat nicht verstanden. Jetzt sind es beinahe auf den Tag sieben Jahre, dass weggegangen ist, nein, das hat weggehen lassen – und nun stürzen die Erinnerungen nur so herunter, alle zusammen. Ich weiß, was ich in Ihm und an Ihm beklage: unser ungelebtes Leben.

Wenn Liebe das ist, was einen ganz und gar umkehrt, was jede Faser verrückt, so kann man das hier und da empfin-

den. Wenn aber zur echten Liebe dazu kommen muss, dass sie währt, dass sie immer wieder kommt, immer und immer wieder: dann hat nur einmal in seinem Leben geliebt: Ihn. Wünscht Ihm alles, alles Gute – und soll verzeihen. Nungo

So ergreifend das ist, so wollen wir nicht schließen.

Media in vita

*Die läuft rum, die mir die Augen zudrückt:
eine Krankenpflegerin.*

*Ordnet noch die Fläschchen auf dem Nachttisch,
wenn ich schon hinüber bin.*

Leise kreuzt sie meine Hände überm Bauch.

Das ist ein Beruf wie andre auch.

[...]

*Da, wo sich die Parallelen
schneiden, fliege ich dann hin.*

*Ach, ich werde mir doch mächtig fehlen,
wenn ich einst gestorben bin,*

*Andern auch? Wer seine Augen aufmacht, sieht:
Sterben ist, wie wenn man einen Löffel aus dem Kleister
zieht.*

Tucholsky.



Mit der Schere schreiben

 **Hinweis zum Urheberrecht:** Die meisten in dieser Dokumentation verwendeten Abbildungen wurden als frei von bekannten urheberrechtlichen Einschränkungen identifiziert, einschließlich aller verwandten Schutzrechte. Sie dürfen kopiert, verändert und verbreitet werden, auch zu kommerziellen Zwecken, ohne um Erlaubnis bitten zu müssen. Diese Bilddateien sind gemeinfrei, weil ihre urheberrechtliche Schutzfrist abgelaufen ist oder von den Fotograf/Innen freigegeben wurden. Dennoch: Urheberrecht ist wichtig, daher führen wir die Bildquellen hier auf:

Seite 2: © picture-alliance/dpa/akg-images;

kolorierte Fassung gefunden auf www.antlwarsonsongs.org

Seite 5: © in Richard von Soldenhoff: "Kurt Tucholsky 1890 – 1935";

lizenziert unter Gemeinfrei über Wikimedia Commons.

Seite 6: © in Richard von Soldenhoff: "Kurt Tucholsky 1890 – 1935";

lizenziert unter Gemeinfrei über Wikimedia Commons.

Seite 8: © vml. Siegfried Jakobsohn;

lizenziert unter Gemeinfrei über Wikimedia Commons.

Seite 9: © Sonja Thomassen;

lizenziert unter CC BY-SA 3.0 über Wikimedia Commons.

Seite 10: © Sonja Thomassen;

in Norwegen lebende Tochter von Lisa Matthias; frei zur Veröffentlichung unter GNU-FDL. Sonja Thomassen hat schriftlich versichert, dass es sich bei der Aufnahme um eine Familienaufnahme handelt und sie als Nachlasserin die alleinigen Rechte an der Aufnahme besitzt.

Seite 13: © Deutsches Literaturarchiv Marbach;

kolorierte Fassung gefunden auf www.antlwarsonsongs.org

Seite 14: © Privatbesitz; TB, rororo 131

Seite 15, oben: © picture-alliance/dpa/akg-images;

gefunden auf http://www.dw.com/image/0,,18182602_403,00.jpg

Seite 15, unten: Georg Christoph Lichtenberg, © H. Schwentlerle;

lizenziert unter Gemeinfrei über Wikimedia Commons;

Franz Kafka, © 1958's Archiv Klaus Wagenbach;

lizenziert unter Gemeinfrei über Wikimedia Commons

Seite 16: © picture-alliance/dpa/akg-images;

gefunden auf <http://www.dw.com/de/a-18182543>

Seite 18, oben: Kurt Tucholsky zu seinem 50. Todestag auf einer Briefmarke der Deutschen Bundespost Berlin (1985), © Stamps of Germany (Berlin) 1985, MiNr 748;

lizenziert unter Gemeinfrei über Wikimedia Commons;

Briefmarke der Deutschen Post der DDR (1990) aus der Serie Bedeutende Persönlichkeiten, © Stamps of Germany (DDR) 1990, MiNr 3321;

von Nightflyer; lizenziert unter Gemeinfrei über Wikimedia Commons

Seite 18, unten: Tucholskys letzter Wohnsitz, Villa „Nedsjölund“ in Hindås (1930),

© Lizenziert unter Gemeinfrei über Wikimedia Commons;

Gedenktafel an der Villa „Nedsjölund“ in Hindås, Schweden, 2012,

© Robert Jäschke;

lizenziert unter CC BY-SA 3.0 über Wikimedia Commons.

Seite 19: © Clemensfranz;

lizenziert unter CC BY 3.0 über Wikimedia Commons

Seite 22: Karl Kraus, © Lizenziert unter Gemeinfrei über Wikimedia Commons;

Alfred Polgar, © Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek

Seite 23: © Lienhard Schulz;

lizenziert unter CC BY-SA 3.0 über Wikimedia Commons

Seite 24: © Immanuel Giel;

in Richard von Soldenhoff: "Kurt Tucholsky 1890 – 1935";

lizenziert unter Gemeinfrei über Wikimedia Commons



Friedemann Spicker & Jürgen Wilbert

„Mein Weltbild ist mir fast von der Wand gefallen.“

Kurt Tucholsky

Streitbarer Literat, Kritiker, Aphoristiker

Zum Gedenken an den 80. Todestag

Ein aphoristisches Porträt

Hattingen 27. 10. 2015 – Düsseldorf, 17. 11. 2015

Impressum

Herausgeber: Förderverein
Deutsches Aphorismus-Archiv (DAphA) e. V.
c/o Stadtmuseum Hattingen
Marktplatz 1-3
45527 Hattingen
www.dapha.de | aphorismus@hattingen.de

Radierungen: H. D. 'Oskar' Gölzenleuchter, Bochum
Gestaltung: fürSt.design, Bochum (fuerst.design@gmx.de)
Auflage: 250 Expl., Oktober 2015

Tuscholsky.

„In Deutschland gilt derjenige,
der auf den Schmutz hinweist,
für viel gefährlicher als derjenige,
der den Schmutz macht.“

„Das Ärgerliche am Ärger ist,
dass man sich schadet,
ohne anderen zu nützen.“

„Der Leser hat's gut:
Er kann sich seine Schriftsteller aussuchen.“

„Es gibt vielerlei Lärm.
Aber es gibt nur eine Stille.“